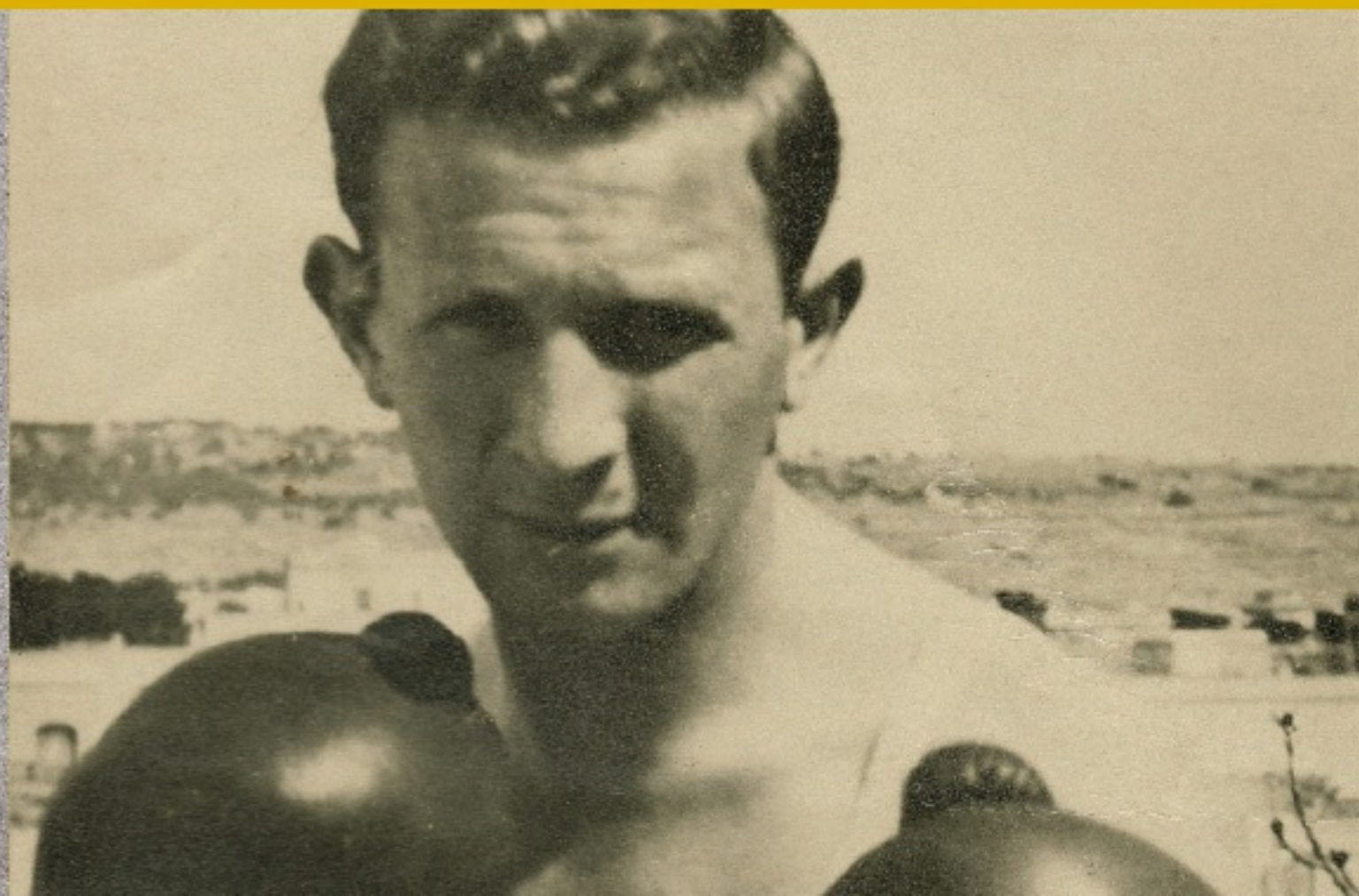


Moniek Baumzecer (*1919) entstammt einer jüdisch-chassidischen Familie im polnischen Radom. 1930 zog die Familie nach Lodz. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht waren die Baumzecers im Februar 1940 gezwungen, in das Ghetto umzuziehen. Seine Eltern und Geschwister ermordete die SS 1942 in Kulmhof. Moniek meldete sich Ende 1940 zum Arbeitseinsatz und war beim Bau der Reichsautobahn in Ostbrandenburg tätig. Anfang 1942 musste er im Lager Christianstadt Zwangsarbeit leisten und wurde nach Verurteilung wegen »Rassenschande« im November in das KZ Mauthausen, im Sommer 1943 nach Auschwitz, Anfang 1945 erneut nach Mauthausen, Melk und Ebensee verschleppt. Nach seiner Befreiung ging er über Italien nach Paris, wo er noch heute lebt.

Moniek Baumzecer

ICH VERSPRACH DER MUTTER HEIMZUKEHREN MEIN LEBEN ZWISCHEN RADOM UND PARIS

Herausgegeben von Ulrich Baumann und Uwe Neumärker
mit den Éditions le Manuscrit und der Fondation pour la Mémoire de la Shoah



ICH VERSPRACH DER MUTTER HEIMZUKEHREN
MEIN LEBEN ZWISCHEN RADOM UND PARIS

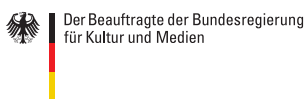
Editorische Anmerkung

Der vorliegende Text beruht auf mehreren Interviews, deren Filmaufnahmen im Archiv der «Fondation de l'histoire de l'audiovisuel de la Shoah» in Paris aufbewahrt werden und mit Hilfe von Geneviève Pichon, Ehrenamtliche des Vereins *Ecoute, Mémoire et Histoire*, erstellt wurden. Die französische Fassung *J'avais promis à ma mère de revenir* wurde 2006 bei *Éditions Le Manuscrit* veröffentlicht. Die Herausgeber danken Dr. Jonas Knetsch für die kostenlose Übersetzung in die deutsche Sprache sehr herzlich.

Die deutsche Ausgabe erscheint in Zusammenarbeit mit



Die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas wird gefördert durch



Impressum

Herausgegeben von Ulrich Baumann und Uwe Neumärker

Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

1. Auflage 2013

V.i.S.d.P. / Redaktion: Uwe Neumärker

Übersetzung: Dr. Jonas Knetsch

Korrektur: Marianne Emge, Barbara Hoven, Jana Mechelhoff-Herezi

Umschlagabbildung: Moniek Baumzecer als Boxer in Santa Maria di Leuca, 1946

Satz, Gestaltung und Litho: buschfeld.com – graphic and interface design, Berlin

Druck und Bindung: MKL Druck GmbH & Co. KG, Ostbevern

Sämtliche Ergebnisse bzw. Informationen

beziehen sich auf den Stand 30. September 2013.

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-942240-09-3

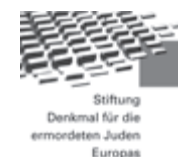
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.stiftung-denkmal.de

Moniek Baumzecer

ICH VERSPRACH DER MUTTER HEIMZUKEHREN MEIN LEBEN ZWISCHEN RADOM UND PARIS

Herausgegeben von Ulrich Baumann und Uwe Neumärker



Zur Erinnerung an meine Eltern und meine zwei Brüder,
 die aus dem Lodzer Ghetto nach Kulmhof (Polen)
 deportiert und im Juli 1942 vergast wurden.
 Meiner Frau Hanka in Dankbarkeit für mehr als 65 Jahre Ehe.
 Unseren Kindern, Enkeln und Urenkeln.

Moniek Baumzecer

INHALT

Vorwort	6
Meine Vornamen, Zeugnisse meiner Identität	8
Meine Familie	8
Unser Leben in Radom bis Ende 1930	9
Unser Leben in Lodz vor September 1939	12
Der Ausbruch des Krieges · <i>Lodz – Warschau – Siedlce – Lodz</i>	15
Im Ghetto Lodz · <i>24. September 1939 bis 10. Dezember 1940</i>	18
Im Reichsautobahnlager Selchow · <i>12. Dezember 1940 bis Juli 1941</i>	23
Im Reichsautobahnlager Grunow · <i>Juli 1941 bis Anfang 1942</i>	27
Im Arbeitslager Christianstadt am Bober · <i>Anfang 1942 bis Ende November 1942</i> ..	27
Verurteilt wegen ›Rassenschande‹	28
Überführung von Christianstadt nach Mauthausen · <i>Ende November 1942</i>	30
Das Konzentrationslager Mauthausen · <i>27. November 1942 bis Ende Juli 1943</i>	31
Überführung von Mauthausen nach Auschwitz · <i>Ende Juli 1943</i>	40
Das Konzentrationslager Auschwitz I · <i>3. August 1943 bis 18. Januar 1945</i>	41
Der ›Todesmarsch‹ · <i>Januar 1945</i>	49
Zurück im KZ Mauthausen. Überführung in die Kommandos Melk und Ebensee · <i>25. Januar bis 6. Mai 1945</i>	50
Befreiung des Lagers Ebensee durch die amerikanische Armee · <i>6. Mai 1945</i>	53
Im Flüchtlingslager Salzburg · <i>Ende Mai bis Ende Dezember 1945</i>	54
Zwischenstation in Modena (Norditalien) · <i>Anfang 1946</i>	54
Auf Durchreise in Santa Maria di Leuca (Südostitalien) · <i>Frühjahr / Sommer 1946</i> ...	55
Unsere Reise nach Frankreich · <i>Herbst 1946</i>	59
Endlich Paris	60
Der Beginn eines neuen Lebens	60
Unsere Familie	63
Epilog Paris 2013	63
Nachwort ›Unglaubliches Glück‹ – Das Überleben Moniek Baumzecers	66
Auswahlbibliografie	75
Abbildungsnachweis	76
Ortsnamenkonkordanz	76
Abbildungen	77 – 101
Übersichtskarte	102 – 103

VORWORT

In meinem Leben habe ich zahlreiche Romane und Berichte über die Shoah gelesen. Ich habe nie das Interesse an diesen Erzählungen verloren, da jeder Überlebende seine eigene Geschichte erzählt. Hier und dort sehe ich mich selbst vor Augen, aber es kommt auch immer wieder vor, dass ich mir Unbekanntes entdecke.

Moniek Baumzecer war Pole. Er musste keine weiten Strecken zurücklegen, um die Lager zu erreichen, die sich auf seinem Lebensweg befanden.

An verschiedenen Stellen hätten wir beide uns begegnen können, was jedoch nie der Fall gewesen ist. Dank seines Buchs hat Moniek Baumzecer mich an seinen Erfahrungen teilhaben lassen. So manches Mal fühlte ich mich ganz in seiner Nähe, obgleich Moniek in ganz anderen Lagern war als ich. Seine Geschichte hat mir viel gegeben.

Moniek Baumzecer jongliert nicht mit Worten, jedoch so manches Mal mit seinem Tod. Fragen Sie ihn nicht – genau so wenig wie mich, wie wir überlebt haben. Jeder von uns hatte ganz persönliche Momente der Verzweiflung und wir fragen uns selbst, wie wir die Kraft hatten, ihr standzuhalten. Moniek Baumzecer gibt in seinem Buch Antworten. Nichtsdestotrotz sagt man sich beim Lesen, dass man schon sehr am Leben hängen musste, um so viele Prüfungen zu überstehen.

Wir sind Moniek Baumzecer dankbar, dass er uns seine Lebensgeschichte geschenkt hat und damit die Geschichte der Shoah um ein weiteres Kapitel bereichert hat. Wir sind ihm dankbar und danken ihm auch im Namen der hoffentlich zahlreichen jüngeren Leser seines fesselnden Zeugnisses.

Die Rolle eines Holocaustüberlebenden ist es, aus seinem Leben zu erzählen. Moniek Baumzecer hat dies mit dem ihm eigenen Stil geschafft und einen wertvollen Beitrag zur Erinnerung an die Shoah geleistet.

Henry Bulawko (1918–2011)

Ehemaliger Vorsitzender der ›Vereinigung der Deportierten von Auschwitz‹

MEINE VORNAMEN, ZEUGNISSE MEINER IDENTITÄT

Geboren wurde ich am 15. November 1919 in Radom, einer Stadt in Polen, etwa 100 Kilometer südlich von Warschau. Auf Polnisch nannte man mich Moniek, später wurde noch Mieczyslaw hinzugefügt, mit dem Spitznamen Mietek. Mein hebräischer Vorname lautet Mosche. So haben mich meine Eltern genannt. Manchmal nannte mich meine Mutter auch in der jiddischen Koseform liebevoll Moischele. Genauso nennt mich heute noch manchmal meine Frau. In Frankreich bin ich Maurice.

All diese Vornamen spiegeln meine Identität und mein Leben wider: mein Heimatland Polen; das Judentum, dem meine Familie angehört, und die jiddische Kultur, aus der ich stamme; schließlich auch Frankreich, das meine Frau und mich nach Deportation und Krieg aufgenommen hat.

MEINE FAMILIE

Schon meine Großeltern väterlicherseits lebten in Radom. Mein Großvater Simcha Baumzecer, Besitzer eines Tuchladens, heiratete Chaindele Dresner, Tochter einer angesehenen Radomer Familie, die ebenso ein Tuchgeschäft unterhielt.

Simcha und Chaindele hatten zusammen neun Kinder, drei Mädchen und sechs Jungen. Die älteste Tochter Sara heiratete einen Gerber namens Rotemberg. Die zweite, Ester, einen Lederhändler namens Suskind. Ich kann nicht sagen, welchen Beruf der Mann der dritten Tochter Golda ausübte. Die sechs Söhne von Simcha und Chaindele hießen Abram (mein Vater, geboren am 25. Oktober 1889), Izak, Jakob, Schalom, Szlomo und Arom.

An die Brüder meines Vaters kann ich mich nur wenig erinnern. Ich weiß, dass Izak seine Eltern verließ, um in Warschau Philosophie zu studieren, und Freidenker wurde. Auch weiß ich, dass der jüngste Bruder meines Vaters, Arom, als Buchhalter bei meinem Großvater arbeitete und eine gewisse Paula heiratete, mit der er zwei Kinder hatte.

Während des Krieges sollte ich Paula unter tragischen Umständen in Auschwitz wiedersehen, viele Jahre danach in Israel auch Mosche Dresner treffen, Sohn von Yankel Dresner und Enkel von Chaim Dresner, also einem Bruder meiner Großmutter väterlicherseits. Yankel

wurde deportiert, überlebte aber. Direkt nach dem Kriege bekamen er und seine Frau in Deutschland einen Sohn, Mosche, mit dem sie ein Jahr später nach Israel zogen.

Die Familie meiner Mutter stammt aus Ożarów, einer 100 Kilometer südöstlich von Radom gelegenen Stadt, in der ich jedoch nie gewesen bin. Ich erinnere mich noch an meinen Großvater Samuel Meyer Fridman, der vor seinem Tode in Radom gewohnt hat. Mit meiner Großmutter, die recht früh verstarb und ich deshalb nie kennengelernt habe, hatte er neun Töchter, darunter meine Mutter Estera Liba, geboren am 13. Oktober 1887.

Meine Großeltern hatten in Ożarów einen Delikatessenladen, in dem sie Süßigkeiten und Kuchen verkauften. Meine Mutter erinnerte sich noch daran, als Kind ihren Eltern im Laden geholfen zu haben, die Kunden zu bedienen.

Ich habe nur zwei der Schwestern meiner Mutter gekannt: Randle, die in Radom geheiratet hatte, und Rivka, die mit ihrem Mann in Wierzbnik lebte und die ich zur Beerdigung meines Großvaters mütterlicherseits wiedergesehen habe. Die anderen Schwestern lebten in nahegelegenen Kleinstädten, in Sandomierz (30 Kilometer südlich von Ożarów), Klimontow (30 Kilometer westlich von Sandomierz) und Zawichost (zwischen Ożarów und Sandomierz). Persönlich habe ich sie nie getroffen, allerdings die Ehemänner von zweien gekannt: Yankel Nomberg und Mayer Duzenman, beide waren Kunden meines Vaters.

UNSER LEBEN IN RADOM BIS ENDE 1930

Im Jahre 1911 heiratete mein Vater in Radom meine Mutter Estera Liba Fridman. Nach seiner Hochzeit begann er zunächst, mit seinem Vater zusammen im familieneigenen Tuchgeschäft *Simcha A. Baumzecer* zu arbeiten. Sechs Jahre später, am 27. November 1917, erblickte mein älterer Bruder Lejzer Icek (Izrak) das Licht der Welt. Ich selbst wurde zwei Jahre später, 1919, geboren. Zwei Jahre darauf kam mein Bruder Izaya auf die Welt, der sich heute in Frankreich Charles nennt. Schließlich wurde am 30. September 1930 mein jüngster Bruder Samuel Mayer geboren.

Mein Großvater mütterlicherseits ist – sicher nach dem Tod meiner Großmutter – zu uns nach Radom gezogen, wo er zunächst mit uns zusammenlebte, später dann mit meiner Tante Braindle. Ich kann mich noch sehr gut an ihn erinnern, wie er mit seinem langen weißen Bart, seinen ›Pejes‹, den Schläfenlocken, der traditionellen langen schwarzen Kutte und seinem aufrechten Gang wie ein Rabbi aussah. Mein Großvater war Anhänger der chassidischen Bewegung um die Gerer-Rabbiner-Dynastie. Jeden Morgen nach dem Aufstehen ging ich zu meinem Großvater und küsste ihm voller Ehrerbietung die Hand, worauf er mich fragte: »Hast du bereits deine Gebete gesprochen?«

Anders als mein Großvater kleideten sich meine Eltern modern und folgten der polnischen Mode. Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter im Winter einen Mantel aus Breitschwanz trug oder einen Hut mit einem kleinen Schleier vor der Stirn. Mein Vater hatte lediglich ein kurzes Spitzbärtchen. Wenn er ausging, trug er wie alle anderen Polen einen ganz normalen Hut, es sei denn er ging zum Gebet. Dann trug er einen flachen Hut aus schwarzem Samt.

Meine Eltern waren gläubige Juden, allerdings Mitglieder einer anderen chassidischen Bewegung als mein Großvater, nämlich der Gruppe um den Rabbiner von Alexander. Wir gingen nicht in die Synagogen der Stadt, sondern in ›Schtiebel‹, private Gebethäuser, die von uns und einigen anderen chassidischen Familien der Alexander-Bewegung finanziell unterstützt wurden. Männer und Frauen beteten dort jeweils in verschiedenen Räumen.

Zu Hause beteten wir jeden Tag, etwa vor den Mahlzeiten, und aßen koscher. Auch respektierten wir die jüdischen Feiertage. Am Sederabend, unmittelbar vor Beginn des Pessach-Fests, durfte ich auf Hebräisch die rituellen Fragen stellen, die an den Auszug der Israeliten aus Ägypten erinnern sollen: »Ma nisch tana halajla hase ...?« [Warum ist dieser Abend anders ...?]. Zu Jom Kippur verbrachten wir den Tag bei Andachten im Gebetshaus, an das Fasten hielten sich jedoch lediglich die Erwachsenen. Am Sabbat ging mein Vater zum Gottesdienst, während meine Mutter das traditionelle Essen zubereitete, das wir nach der Rückkehr meines Vaters gemeinsam einnahmen. Nachdem mein Vater bei Kerzenlicht die Gebete aufsagte, kam der ›Kiddusch‹. Jeder bekam ein kleines Glas koscheren Weins, den wir

nach dem Segensspruch tranken. Anschließend aßen wir all die Speisen, die meine Mutter sorgfältig zubereitet hatte: ›Chalot‹ (spezielle Sabbatbrote), ›gefüllte Fisch‹ (gefüllter Karpfen), Hühnerbouillon, Fleisch und Nachtisch. Zeit meines Lebens habe ich an die Sabbat-abende meiner Kindheit mit Freude, aber auch mit Wehmut zurückgedacht.

Von Kindesbeinen an trug ich einen kleinen ›Tallit‹, einen Gebetschal, dessen Enden ich in meiner Hose versteckte. Mit vier Jahren haben mich meine Eltern zusammen mit meinem zwei Jahre älteren Bruder in einen ›Cheder‹, eine jüdische Gebetsschule, eingeschrieben. Morgens kam uns jemand aus dem ›Cheder‹ abholen, der uns am Abend dann wieder nach Hause brachte. Wir blieben dort den ganzen Tag und zum Mittag brachte uns unsere Haushälterin das Essen. Als man uns das hebräische Alphabet beigebracht hatte, lernten wir das ›Siddur‹, das Gebetsbuch für den Alltag.

Ich erinnere mich noch an einen Schulkameraden aus jener Zeit, der etwas älter war als ich: Chaim Zucker. Sein Vater, ein sehr frommer chassidischer Jude, war der örtliche ›Schochet‹, dessen Aufgabe darin bestand, nach traditioneller Art Hühner zu schlachten. Mein Schulfreund las damals kleine Hefte, die er mir jedoch nicht zeigen wollte, und nur sagte, sie seien nichts für mich. Später, in Paris nach Ende des Krieges, sollte ich von jemandem aus Radom erfahren, dass Chaims großer Bruder Kommunist war, was die Herkunft der Hefte erklärt. Im Jahre 1936 meldete er sich für den Spanischen Bürgerkrieg und zog später nach Frankreich, wo er seinen Namen änderte.

Zu Hause hatten wir – wie in allen wohlhabenden jüdischen Familien in Polen üblich – eine jüdische Köchin namens Perele, die wie meine Eltern Jiddisch sprach und das koschere Essen zubereitete. Eine kleine, sehr sympathische polnisch-katholische Haushälterin, Veronika, kümmerte sich um das Saubermachen. Ich sprach polnisch mit ihr, so wie ich auch mit meinen Freunden, allesamt Katholiken, polnisch sprach, während ich mit ihnen im Hof unseres Hauses spielte. Ich beherrschte zwei Sprachen perfekt, polnisch und jiddisch, und lernte auch, in diesen zwei Sprachen zu schreiben.

Damals bemerkte ich, dass es bei meinen Freunden anders als in meiner Familie keinerlei Essensvorschriften gab. Ich erinnere mich

noch an Bilder der Jungfrau Maria, die von einer Kerze im Inneren des Hauses beleuchtet wurden und mir damals Angst einflößten.

Ich erinnere mich auch noch an eine Prozession anlässlich eines katholischen Feiertages, bei denen die Menschen sangen und religiöse Banner trugen. Da waren meine Freunde und ich gerade draußen auf der Straße. Als die Prozession an uns vorbeizog, knieten alle meine Freunde nieder. Natürlich blieb ich stehen, schließlich kniet ein Jude niemals nieder. Daraufhin stieß mich einer meiner Freunde mit einem Schubs zu Boden.

Sonderbarerweise empfand ich damals überhaupt keine Aggressivität in seinem Stoß. Eines Tages jedoch beschimpfte mich ein Freund, mit dem ich mich gestritten hatte, und sagte zu mir: »Du dreckiger Jude, geh doch nach Palästina!« Das habe ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen und mit ihm eine ordentliche Rauferei angefangen.

Im Jahre 1930 ist mein Großvater mütterlicherseits gestorben. Ich war elf Jahre alt und begleitete meine Eltern zu seiner Beerdigung auf den jüdischen Friedhof außerhalb der Stadt. Für die Fahrt zum Friedhof und zurück hatte sich mein Vater extra eine ›Dorojka‹ [Kutsche] geliehen. Während der Trauerfeier durfte ich zusammen mit den anderen Erwachsenen das ›Kaddisch‹ aufsagen.

Im September desselben Jahres wurde Samuel, mein jüngster Bruder, geboren. Seine Beschneidung fand am Abend des Jom Kippur statt.

Der Tod meines Großvaters und Samuels Geburt sollten große Veränderungen in unserem Leben ankündigen. Im Jahr zuvor, nach dem Börsenkrach in den USA, hatte eine schwere Wirtschaftskrise Europa erfasst. In Radom wurden nunmehr – wie in anderen Gegenden Polens – jüdische Läden boykottiert, was meinen Vater dazu brachte, mit uns die Stadt zu verlassen. Da er in Lodz regelmäßig Stoff bei einem deutschen Tuchmacher bezog und Lodz als bedeutende Industriestadt vielerlei geschäftliche Perspektiven bot, entschloss sich mein Vater, mit uns dorthin zu ziehen.

UNSER LEBEN IN LODZ BIS SEPTEMBER 1939

Wir sind Ende 1930 nach Lodz gezogen. Unsere neue Unterkunft war eine geräumige Wohnung im dritten Stock des Hauses in der Piotrkowska-

Straße 16, der zentralen Straße. Direkt gegenüber unserem Wohnhaus eröffnete mein Vater im Hof des Hauses Nr. 17 sein Stoffgeschäft.

Ich ging in eine jüdische Privatschule, deren Adresse mir in Erinnerung geblieben ist: ›Aleja 1-go Maja‹ [Allee des 1. Mai], gar nicht so weit von unserem Haus entfernt. Morgens lernten wir Hebräisch und Texte aus der Tora, am Nachmittag erhielten wir Unterricht in Polnisch, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und in den Fremdsprachen Deutsch und Französisch. Ich habe Deutsch der Einfachheit halber gewählt, da ich ja das sehr ähnliche Jiddisch beherrschte. Woher hätte ich auch wissen sollen, dass mir diese Sprache eines Tages so sehr nützen würde?

Mit 13 Jahren feierte ich meine ›Bar-Mitzwa‹. Zu dieser Gelegenheit schenkte mir mein Vater ein Paar ›Tefillin‹, die traditionellen Gebetsriemen. Wenige Jahre später gab er mir dieselben ›Tefillin‹ mit auf den Weg, als ich das Ghetto verließ und meine Eltern zum letzten Mal sah ...

Da mein Vater aus mir einen Rabbi machen wollte, meldete er mich in einer Talmudschule (›Jeschiwa‹) der Alexander-Bewegung an, die sich recht weit entfernt von unserer Wohnung in der Jakuba-Straße 12 befand. Nach Ausbruch des Krieges wurde diese Straße in ›Rembrandtstraße‹ umbenannt und Teil des jüdischen Ghettos. Die Deutschen richteten dort eine Schneiderei zur Herstellung von Wehrmachtsuniformen ein.

In der ›Jeschiwa‹ erhielt ich eine umfassende jüdische Bildung. Die Auszüge aus dem Talmud, die wir komplett auswendig lernten, kann ich heute noch aufsagen. Vor kurzem traf ich in Paris, in einem koscheren Restaurant im Saint-Paul-Viertel, einen sehr frommen ›Chabad‹-Rabbiner, dem ich Talmudpassagen aufsagte, die selbst er nicht kannte.

Zu Hause las ich allerdings mit Vorliebe ›weltliche‹ Bücher. Die Werke des Schriftstellers Julian Tuwim, eines Lodzer Juden, der auf Polnisch schrieb, mochte ich ausgesprochen gern. Ich las Sienkiewicz, den Autor des berühmten Romans *Quo vadis?*, sowie Bücher russischer oder französischer Schriftsteller wie Emile Zola oder Victor Hugo in polnischer Übersetzung. Manchmal ging ich in eines der zahlreichen Lodzer Kinos – das Kapitol und auch das Kasino sind mir noch in Erinnerung – und sah russische oder amerikanische Filme, zum Beispiel Western oder Charlie-Chaplin-Filme, in polnischer Übersetzung.

Da ich ein braver Junge sein wollte, ging ich weiter zur ›Jeschiwa‹, obwohl ich keine rechte Freude am Torastudium fand: Ich wollte kein Rabbi werden. Mit 16 Jahren entschloss ich mich, die Ausbildung aufzugeben. Mein Vater fragte mich daraufhin enttäuscht, was ich denn machen wolle. Ich antwortete ihm: »Mit dir im Laden arbeiten!« So habe ich begonnen, bei meinem Vater in der Piotrkowska-Straße zu arbeiten. Ich half ihm mehr schlecht als recht, da mich auch der Beruf des Tuchhändlers nicht sonderlich reizte.

Zu jener Zeit dachte ich nur an eines, das Stadion. Das Einzige, was mich interessierte, war Sport. Die meiste Zeit verbrachte ich damit zu trainieren, was aus mir keinen allzu schlechten Athleten machte. Eines Tages beobachtete mich ein Mann, während ich im Hof unseres Hauses Fußball spielte. Derselbe Mann riet mir wenig später, in den jüdischen Sportverein *Makkabi* von Lodz einzutreten, der einen guten Ruf hatte. Dies tat ich dann auch und wurde Mitglied im Club *Makkabi*, der sich in der ›Aleja Kosciuszki‹ 21, einer Parallelstraße zu unserer Piotrkowska-Straße, befand. So begann ich, alle möglichen Sportarten auszuprobieren. Im Sommer spielte ich Fußball, im Winter standen Gymnastik und vor allem Boxen auf dem Programm. Ich war sehr talentiert!

In den Jahren 1932 und 1935 fanden in Tel-Aviv, in Palästina, die ›Makkabiaden‹, die jüdischen Olympischen Spiele, statt. Teilnehmer waren Athleten der *Makkabi*-Sportvereine aus der ganzen Welt, unter anderem auch aus Lodz. Leider war ich damals noch zu jung, um teilzunehmen. 1938 wurde ich bei einem landesweiten Boxturnier in Lodz polnischer Jugendmeister im Bantamgewicht. Dank meines intensiven Trainings war ich in ausgezeichneter körperlicher Verfassung, was mir später ganz sicher das Leben gerettet hat.

Während der zwei Sommermonate mieteten sich meine Eltern oft ein kleines Bauernhaus in einem der umliegenden Dörfer: in Wiśniowa Góra, etwa zwölf Kilometer südöstlich von Lodz; in Poddębina, mitten im Wald bei Tujzyn im Süden, oder in Kolumna, etwas weiter südwestlich. Wir brachten Bettwäsche, Decken und alles, was man für die Zubereitung koscheren Essens benötigt, aus Lodz an unseren Ferienort. Mein Vater blieb werktags in der Stadt und kam am Freitagmittag zu uns aufs Land, um am Sonntagabend wieder nach Lodz zu fahren. Ich behalte unsere damaligen Sommerurlaube als ruhige, friedliche Zeit in

Erinnerung. Wir gingen zusammen mit anderen Jungen und Mädchen in den umliegenden Wäldern spazieren, amüsierten uns mit Spielen wie *Wenn du gewinnst, darfst du mich küssen* oder spielten Karten. Am Sabbat trafen wir uns mit anderen Familien, um zu beten.

Im Sommer 1939 fuhren wir jedoch anders als sonst nicht aufs Land. Es kursierten Gerüchte, es gebe Krieg. Meine Eltern waren sehr beunruhigt.

DER AUSBRUCH DES KRIEGES LODZ – WARSCHAU – SIEDLCE – LODZ

Am 1. September 1939 haben die Deutschen ›mein Land‹ überfallen. Die polnische Schulbildung hat aus jedem Kind einen guten Patrioten gemacht. Wir lernten die Nationalhymne. Sogar heute noch kann ich den Text auswendig und könnte sie jederzeit singen. Kleinen Kindern brachte man seinerzeit eine Art Abzählreim bei: »Wer bist du? – Ein kleines Polenkind! – Was ist dein Zeichen? – Ein weißer Adler im Wind ...«

In einer Radioansprache rief die polnische Regierung die Jugendlichen zur Verteidigung von Warschau auf. Ich war 19 Jahre alt, sah mich als großen Patrioten und war überzeugt davon, etwas tun zu müssen, um den Angreifern Widerstand zu leisten. Zudem hatten wir von der ›Reichskristallnacht‹ gehört, die sich im November 1938 in ganz Deutschland gegen die jüdische Bevölkerung gerichtet hatte, und von Gerüchten, nach denen die Nazis Juden verfolgten und töteten. Also entschloss ich mich, zusammen mit meinem älteren Bruder Lejzer und Izaya nach Warschau aufzubrechen. Nur Samuel, der erst neun Jahre alt war, blieb zu Hause bei meinen Eltern.

Wir zogen zu Fuß gen Warschau los. Bereits etwa zehn Kilometer außerhalb von Lodz begannen deutsche Flugzeuge, die Straße zu beschießen. Wir haben uns in einem Kartoffelfeld zu Boden geworfen und gewartet, bis die Flugzeuge verschwunden waren. Als wir wieder aufstanden, merkte ich, dass mein älterer Bruder, der sich etwas weiter entfernt versteckt hatte, verschwunden war. Wir wussten nicht, was mit ihm passiert war, und waren voller Sorge, zogen jedoch trotzdem weiter.

Der Weg nach Warschau war weit, etwa 100 Kilometer mussten wir zurücklegen. Als wir vom Laufen erschöpft waren, sahen wir einen Pferdekarren, der von einem polnischen Soldaten gefahren wurde. Ich fragte ihn, ob er uns mitnehmen könne. Er verlangte Geld und als er sah, dass unsere Taschen leer waren, schrie er: »Hau ab, du Drecksjude!« Es war das erste Mal, dass ich diesen Ausdruck hörte.

Wir sind weiter gezogen und kamen bald in einen kleinen Ort, in dem sich die polnische Kavallerie mit einem deutschen Panzerverband ein Gefecht geliefert hatte. Die polnischen Reiter hatten natürlich nicht den Hauch einer Chance gehabt – und so mussten wir beim Laufen auf der Straße Leichen und toten Pferden ausweichen.

Lowicz, Sochaczew ... wir liefen meistens in der Nacht und schliefen tagsüber. Eines Abends waren wir jedoch so müde, dass wir bei Bauern um eine Unterkunft gefragt haben. Uns wurde erlaubt, die Nacht in der Scheune zu verbringen. Vor lauter Müdigkeit streckten wir uns direkt auf dem Scheunenboden aus und fielen sofort in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen kamen zwei deutsche Soldaten in die Scheune. Sie waren auf der Suche nach flüchtigen polnischen Soldaten, denen man bei Gefangennahme die Haare abrasierte. Nachdem sie unsere Haare begutachtet hatten, fragten sie uns, wie alt wir seien. Da wir zu jung waren, ließen sie uns in Ruhe und zogen ab.

Es war dunkel, als mein Bruder und ich schließlich Warschau erreichten. Verwandte meines Vaters wohnten dort, in der Zlota-Straße 83, und es war vereinbart worden, bei ihnen zu übernachten. Allerdings war es zu spät, um die uns vollkommen unbekannt Stadt bei Nacht zu durchqueren. Auf der Suche nach einem Schlafplatz wurden wir an einem ungewöhnlichen Ort fündig: in einer defekten Straßenbahn, die auf offener Straße stand. Die Waggons waren krachend voll, da wir nicht die einzigen mit dieser Idee waren.

Am nächsten Tag machten wir uns auf die Suche nach dem Haus unserer Verwandten in der Zlota-Straße, wo wir jedoch niemanden antrafen. Wir warteten entmutigt den ganzen Tag auf der Treppe des Hauses bis zum Sonnenuntergang. Da Freitag war, luden uns jüdische Nachbarn zum »Kiddusch« ein, was mich damals sehr berührte und an die Sabbatabende bei uns zu Hause erinnerte ...

Da Warschau unter fortwährendem Beschuss durch deutsche Kampfflugzeuge lag, entschieden mein Bruder und ich, dass es höchste Zeit sei zu fliehen. Es war schwierig, mit 20 Jahren und ohne Ratschläge von anderen zu wissen, was wir am besten tun sollten. Wir überquerten die Weichsel auf der Brücke, die zum Vorort Praga führt, wo uns eine sonderbare Überraschung erwartete. Wir wurden von polnischen Soldaten festgehalten, die uns aufforderten, beim Bau von Schützengräben mitzuhelfen. Allerdings wurde wegen der Luftangriffe nichts aus diesem Vorhaben. Als die ersten Bomben fielen, machte sich das Militär aus dem Staub, allen voran die Offiziere.

Wir hatten so sehr Angst vor den Deutschen, dass wir begannen, nach Osten in Richtung Russland zu flüchten. Garwolin, Siedlce ... es war furchtbar! Überall Tote, kein Wasser, kein Essen – das Elend bevölkerte die Straßen. Wir kamen nur langsam voran und irgendwann bemerkten wir, dass einige Leute umkehrten und wieder zurück in Richtung Warschau liefen. Auf unsere Fragen antwortete jemand: »Die Russen lassen niemanden über die Grenze.« Mitte September waren die Russen in die östlichen Gebiete Polens bis zum Bug einmarschiert, wo sie bis zum deutschen Angriff auf die Sowjetunion 1941 auch blieben.

Also entschlossen auch wir uns, kehrtzumachen und nach Lodz zurückzukehren. Überall mussten wir Kontrollpunkte umlaufen. Etwa zehn Kilometer vor Warschau sahen wir in einem kleinen Dorf ein Schild *Zum Lagerplatz*. Die Deutschen hatten dort ein Gefangenenlager eingerichtet. Im Dorf gingen wir in einen kleinen Laden, deren Inhaberin eine alte jüdische Frau war. Zwar konnte sie uns nichts zu essen geben, allerdings zeigte sie uns, wie wir über den Hinterhof und über die Felder entkommen konnten.

Etwas weiter trafen wir auf »Zigeuner«, die uns in ihrem Wagen mitfahren ließen. Wir fuhren etwa 50 Kilometer mit und gaben ihnen dafür etwas von dem Brot, das wir uns besorgt hatten. Danach gingen wir wieder zu Fuß weiter. Am 23. September, am Tag von Jom Kippur, klopfen wir an die Tür einer kleinen von einem armen Juden betriebenen Schusterei. Er betete nicht und hatte selbst nichts, geschweige denn etwas, was er uns hätte geben können. Es blieb ihm lediglich ein bisschen Speck, was aber nicht koscher gewesen wäre. Also haben wir gefastet, wie wir es immer zu Jom Kippur taten. Wir fragten den

Schuster, ob wir bei ihm die Nacht verbringen könnten, und schliefen die Nacht im Heu.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter und legten die letzten Kilometer bis Lodz zu Fuß zurück.

IM GHETTO LODZ

24. SEPTEMBER 1939 BIS 10. DEZEMBER 1940

Zusammen mit meinem Bruder bin ich am Sonntag, dem 24. September, also einen Tag nach Jom Kippur, in Lodz angekommen. Vier Tage später sollte Warschau kapitulieren. Lodz selbst wurde von deutschen Truppen bereits am 8. September vollständig besetzt. Direkt im Anschluss an die Übernahme der Stadt ergriffen die Besatzer Maßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung.

Anfang November wurde die Region um Lodz und Posen als ›Warthegau‹ in das Dritte Reich eingegliedert, aus unserer Stadt ›Litzmannstadt‹ und die Piotrkowska-Straße zur ›Adolf-Hitler-Straße‹. Es war Juden verboten, dort zu wohnen, einen Laden zu besitzen, diese Straße zu betreten oder zu überqueren. Juden waren fortan gezwungen, einen Davidstern mit der Aufschrift *Jude* zu tragen.

So kam es, dass auch unsere Wohnung in der Piotrkowska-Straße bald beschlagnahmt und wir zum Auszug genötigt wurden. Wir wussten weder, was wir tun sollten, noch wo wir unterkommen konnten. Schließlich liehen wir uns einen Karren, um Betten, Matratzen, Decken und Geschirr, also alles das, was wir mitnehmen durften, in eine neue Wohnung zu bringen. Wir richteten uns in einer Wohnung in der Zawadzka-Straße 40 ein, einer Querung der Piotrkowka, nicht weit von unserer alten Wohnung. Die Deutschen nannten die Straße ›Zietenstraße‹; heute heißt sie Prochnika.

Direkt gegenüber unserer neuen Wohnung befand sich eine Turnhalle, in der sich eine SS-Einheit einquartiert hatte. Eines Tages gegen vier Uhr früh klopfte es heftig an unsere Tür. Es waren SS-Männer, denen unser Hauswart gesagt hatte, dass Juden im Haus wohnten. Sie durchwühlten unsere gesamte Wohnung und begannen, meine Eltern auszufragen. Nach einer Weile zeigten sie mit einem Finger auf mich und meinen Bruder und befahlen uns mitzukommen.

Sie brachten uns in ihr Quartier, wo wir uns um das Feuermachen und das Putzen kümmern mussten. Nach zwei oder drei Stunden, als alles erledigt war, gaben sie uns beiden jeweils ein Stück Brot und sagten: ›Kommt morgen wieder! Sonst holen wir euch!‹ Dieser Zirkus dauerte zwei Wochen.

Da die Konten der jüdischen Bevölkerung gesperrt worden waren und mein Vater seinen Laden schließen musste, ging uns ziemlich rasch das Geld aus. Also beschloss ich, etwas Stoff aus dem Laden zu holen, um es auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen. Vor der Ladentür stand ein LKW mit deutschen Soldaten. Obwohl der Hauswart mir riet, nicht hinzugehen, näherte ich mich voller Angst den Soldaten, die mich mit ihrer Maschinenpistole bedrohten. Ich fragte sie, wohin die Ware abtransportiert wird. ›Nach Deutschland. Ist alles konfisziert!‹, war die Antwort.

Ich weigerte mich, mit leeren Händen nach Hause zu kommen. Da ich blond war und blaue Augen hatte, entschloss ich mich, meinen Judenstern von der Jacke zu nehmen. Schließlich konnte ich mit meinem Aussehen als waschechter ›Polacke‹ durchgehen. Am Abend bin ich zum Laden zurückgegangen, an dem ein Schild angebracht worden war: ›Zutritt verboten! Bei Verstoß droht die Todesstrafe!‹ Ich riss die an der Tür angebrachten Siegel ab und bin in unseren Laden eingedrungen, obwohl mir klar war, dass ich dadurch ein hohes Risiko einging. Allerdings dachte ich nur daran, zum Lebensunterhalt meiner Familie beizutragen. Der Laden war nahezu leer geräumt. Sämtliche Stoffrollen waren von den Deutschen fortgebracht worden. Es gab nur noch einige Zuschnitte, die ich mir um die Taille band, bevor ich den Laden wieder verließ. Zu jener Zeit, als es an allem fehlte, hatten sich die Warenpreise verzehnfacht. Ich verkaufte die Stoffzuschnitte und konnte uns somit von dem Geld einige Lebensmittel besorgen.

Die Nazis hatten Plakate an die Hauswände geklebt, auf denen sie junge Polen dazu aufriefen, in Deutschland zu arbeiten. Eines Tages sah ich vor dem Kapitol-Kino Menschen in einer Schlange stehen. Ich dachte, die Leute stünden an, um irgendetwas Bestimmtes zu kaufen, und fragte deshalb, was verkauft werde.

Es gab nichts zu verkaufen. Die Leute warteten darauf, sich für den Arbeitseinsatz in Deutschland anzumelden. Was mich betraf, so war

ich lediglich darauf aus, (falsche) Papiere zu bekommen. Also stellte ich mich an. Ein ›Volksdeutscher‹ mit Hakenkreuzarmbinde, der aufpasste, fragte mich nach meinen Papieren. Ich antwortete, dass ich keine hätte. Was auch stimmte, denn vor dem Krieg wurde zwar jeder bei seiner Geburt in das standesamtliche Register eingetragen, als Mann bekam man seinen Ausweis aber erst beim Wehrdienst. Der ›Volksdeutsche‹ wies mich an, zunächst zur Polizeiwache zu gehen.

Im Polizeigebäude waren an den Wänden Fotos von Hitler und anderen hohen Nazifunktionären angebracht. Die deutschen Polizisten sprachen auf Deutsch mit einem weiteren ›Volksdeutschen‹, der dolmetschte. Ich tat so, als ob ich die deutschen Polizisten nicht verstand, um nicht aufzufallen, da man aus meinen Deutschkenntnissen hätte schließen können, dass ich Jude bin. Also erzählte ich irgendeinen Quatsch auf Polnisch, dass ich aus Warschau käme und nun allein in Lodz gelandet sei. Als man mich nach meinem Namen fragte, sagte ich selbstsicher »Marian Marcinkowski«, der Name eines polnischen Sportlers, von dem ich zuvor ein wenig gehört hatte. Ich musste nur noch Fotos anfertigen lassen und war schon im Besitz meiner neuen Ausweispapiere samt Hakenkreuzstempel, mit denen ich mich zukünftig in relativer Freiheit wähen konnte.

Unter all diesen katastrophalen Ereignissen gab es jedoch auch eine schöne Überraschung – die Rückkehr meines älteren Bruders Lejzer, den wir zu Beginn unseres Marsches nach Warschau bei dem Flugzeugangriff verloren hatten. Lejzer war 22 Jahre alt. Als zu mager war er kurz vor Kriegsausbruch vom Wehrdienst befreit worden. Da er allerdings das Alter hatte, um als Soldat zu dienen, hatten ihn die Deutschen, die auf der Suche nach flüchtigen polnischen Soldaten waren, festgenommen und kurzzeitig in einem Kriegsgefangenenlager festgehalten. Er wurde nach einiger Zeit frei gelassen und konnte somit wieder zurück nach Lodz.

Im Februar 1940 kündigten die Deutschen die Einrichtung eines weitläufigen Ghettos an, das sich zum großen Teil im ärmsten Arbeiterviertel der Stadt, in Bałuty, sowie im benachbarten Bezirk Marysin, in der Nähe des großen Jüdischen Friedhofs, befand. Wir mussten also aus der Zawadzka-Straße in das Ghetto ziehen. Wir konnten jedoch nur ein Zimmer in einer Wohnung finden, in der bereits mehrere Familien

wohnten. In der Żurawia-Straße 13 (die Deutschen benannten sie in ›Kranichweg‹ um) wohnten wir zu sechst – mein Vater, meine Mutter, meine Brüder und ich. Im Winter war es eisig. Wir hatten weder Holz noch Kohle zum Heizen und mussten unsere Betten verfeuern, schließlich sogar die Dielen.

Zu Beginn hatten die Polen das Viertel noch nicht verlassen. Das Ghetto war offen. Da ich immer noch im Besitz meiner falschen Papiere war, die mich als ›reinen‹ Polen ausgaben, und deshalb keinen Judenstern trug, konnte ich mich frei bewegen. Dies nutzte ich, um etwas Essen für zu Hause zu besorgen.

Die Deutschen hatten eine Ausgangssperre zwischen sieben Uhr abends und sieben Uhr morgens verhängt. Eines Abends hatte ich mich mit der Zeit vertan und kam erst nach Beginn der Ausgangssperre in das Ghetto zurück. Als ich sah, wie vor mir ein junger Jude von SS-Soldaten und einem polnischen Polizisten geschlagen wurde, hatte ich große Angst. Ich lief langsamer, entschloss mich aber, nicht kehrtzumachen, da ich so nur noch mehr Aufmerksamkeit auf mich ziehen würde und mit Sicherheit auch geschlagen werden würde. Als ich an den Soldaten vorüberging, brüllten sie mich an: »Was machst du da? Hau ab!« Ich hatte weiche Knie, begriff aber, dass man mich mit meinen blonden Haaren, meinen blauen Augen und meinen guten Deutschkenntnissen (sowie dem Tirolerhut, den ich trug!) leicht für einen ›Volksdeutschen‹ halten konnte. Da unser Haus verschlossen war, klopfte ich an die Eingangstür. Unsere jüdischen Nachbarn, die im ersten Stock wohnten, wagten es zunächst nicht, mir die Tür zu öffnen, da sie befürchteten, es sei die Gestapo. Erst als ich Jiddisch sprach, kam jemand, um mir aufzuschließen.

»Was soll ich nur tun?«, fragte ich eines Tages meine Mutter. »Bald schließen die Deutschen das Ghetto und verbieten uns, Lodz zu verlassen. Wenn ich jetzt nicht gehe, kann es zu spät sein. Wenn ich gehe, heißt das aber, dass ich nicht mehr zurückkommen kann.« Meine Mutter fing an zu weinen und flehte mich an: »Bleib bei uns!« Als ich meine Mutter weinen sah, holte ich meine falschen Papiere heraus und zerriss sie. Als Pole hätte ich zwar immer noch unter schwierigen Bedingungen gelebt, aber weitaus bequemer als als Jude. Das war nun nicht mehr möglich!

Im Mai 1940 wurde das Ghetto geschlossen. Die Schutzpolizei bewachte nun den Stacheldrahtzaun sowie die Tore, die in das Ghetto führten. Unsere Lebensbedingungen wurden fortan immer schlechter.

Besonders die Verpflegung war ein großes Problem. Wir mussten stundenlang anstehen, um gegen Abgabe von Lebensmittelmarken ein bisschen Brot zu erhaschen. Eines Tages hatte ich Glück. Die Bäckerei, an der ich mich gerade anstellen wollte, wurde von einem ›Volksdeutschen‹ mit einer Hakenkreuzarmbinde bewacht, der mich sofort wiedererkannte. Vor Ausbruch des Krieges kannte ich viele nichtjüdische Sportkameraden in der Stadt und gegen den Aufseher hatte ich einmal einen Boxkampf in einem Turnier gewonnen. Er fragte mich: »Was machst du denn hier?« und ließ mich vorgehen, sodass ich als erster bedient wurde.

Einige Monate später, gegen Ende des Jahres 1940, forderten die Deutschen per Aushang jede jüdische Familie dazu auf, ein Mitglied nach Deutschland zum Bau der Autobahn Frankfurt (Oder) – Posen zu schicken. Bei Weigerung drohten Repressalien. Da ich sportlich und kräftiger als meine Brüder war, meldete ich mich. Man sagte uns, dass wir Geld bekommen würden, das wir an unsere Familie schicken könnten. Nach drei oder vier Monaten Arbeit würden wir zurückkommen. Ich wollte meine Eltern schützen, zumal es zu jener Zeit an allem mangelte. Ein bisschen Geld zu verdienen, erschien mir daher als ein Angebot, das ich nicht ausschlagen durfte. Schließlich glaubte ich, dass ich schnell wieder heimkehren würde. Natürlich war alles, was man uns versprach, gelogen. Wir sollten das bald herausfinden.

Meine Mutter wollte nicht, dass ich gehe. Wir weinten viel. Ich umarmte meine Eltern, ging aus unserem Zimmer und begann, die Treppe hinabzusteigen. Als ich unten angekommen war, rief mir mein Vater hinterher: »Mosche, nimm deine ›Tefillin‹! Für deine Gebete.« Ich nahm die Gebetsriemen, die er mir zu meiner ›Bar-Mitzwa‹ geschenkt hatte, und ging aus dem Haus.

Es war der 10. Dezember 1940. Zusammen mit den anderen ›Freiwilligen‹ musste ich mich auf dem Marysin-Platz aufstellen, um gemeinsam zu einem Zug zu gehen, der uns nach Deutschland bringen sollte. Ich ahnte nicht, dass ich meine Eltern nie mehr wiedersehen würde.

IM REICHAUTOBAHNLAGER SELCHOW

12. DEZEMBER 1940 BIS JULI 1941

Der Zug fuhr die ganze Nacht hindurch und hielt am kommenden Morgen auf freier Strecke, da das Eisenbahnnetz überlastet war. Am Abend des nächsten Tages erreichten wir schließlich unseren Zielort. Wir waren in Deutschland angekommen. Die Fahrt hatte mehr als 24 Stunden gedauert, während derer wir nichts gegessen hatten.

Es war bereits dunkel, als wir am 12. Dezember 1940 in einem kleinen Dorf namens Selchow über Schwiebus, im Kreis Ost-Sternberg, nicht weit von Frankfurt (Oder), ankamen. Laute Stimmen schrien uns an: »Aussteigen!«

Wir waren etwa 200 (oder 400?) Leute, alles Juden aus dem Lodzer Ghetto wie ich. In Fünferreihen führte man uns an einen Ort außerhalb des Dorfs. Die Luft war eiskalt, wir waren hungrig und durchgefroren. Jeder von uns bekam drei oder vier gekochte Kartoffeln, die wir kalt und mit der Haut aßen. Die Kartoffeln waren unsere einzige Mahlzeit. Hungrig und erschöpft mussten wir angezogen, unter freiem Himmel und nur von etwas Stroh geschützt, die Nacht verbringen.

Am kommenden Morgen gab man uns etwas Malzkaffee und ein Stück Brot. Wir waren die allerersten, die sie nach Selchow gebracht hatten. Das Reichsautobahnlager existierte noch nicht. Überhaupt sollte es nur provisorisch errichtet werden, da mit fortschreitender Fertigstellung der Autobahn Baugeräte und Arbeitskräfte immer weiter in Richtung Osten verbracht werden sollten. Das Lager sollte daher aus leicht zu montierenden, vorgefertigten Bauelementen errichtet werden.

Auch wenn wir keine ausgebildeten Arbeiter waren, war alles gut – auf deutsche Art – organisiert und unsere Arbeit wurde gewissenhaft von deutschen Fachleuten geleitet. Aus den vorgefertigten Bauteilen errichteten wir Baracken, die jeweils etwa 60 Mann beherbergen konnten. Zum Mittag bekamen wir eine warme Suppe. Am Nachmittag kamen dann Elektriker, die Kabel verlegten, und am Ende des Tages waren die Baracken fertig. Innen reihten sich drei-etagige Betten aneinander, die Liegefläche mit Stroh ausgekleidet. Als wir uns zum Schlafen gelegt hatten, konnte ich an nichts anderes denken als an mein Zuhause, an die guten alten Betten mit Laken und richtigen Zudecken. Das Stroh kratzte mich so sehr, dass ich mich wieder anzog. Ich dachte an meine Eltern und weinte ...

Während der folgenden Tage begannen wir mit den Vorbereitungen zum Autobahnbau. Das zuständige Unternehmen war die Firma *Köhler* mit Sitz in Köln (die auch heute noch existiert). Der Bauleiter hieß Schneider, unser Vorarbeiter Edy Rüwald. Wir mussten zunächst Sandboden in der Umgebung ausheben und in kleine Waggons laden. Es war eine anstrengende Arbeit, zumal ich noch nie in meinem Leben eine Schaufel in der Hand gehalten hatte. Eine kleine elektrische Lokomotive zog die vollen Waggons dann zur eigentlichen Baustelle. Ich war einer der wenigen, die deutsch sprachen, was von großem Nutzen war. Der Chef fragte mich, ob ich Elektriker sei. Ich antwortete: »Ein bisschen!«, obwohl ich davon überhaupt keine Ahnung hatte. Also bin ich, dreist wie ich war, zum Lokomotivführer geworden. Die Arbeitsbedingungen waren nicht allzu hart. Wir hatten keinen einzigen Toten zu beklagen und ein deutsch-jüdischer Arzt kümmerte sich um uns. Wir konnten an unsere Familien schreiben und Post empfangen.

Eines Nachmittags entschloss ich mich, in das nahegelegene Dorf Selchow zu gehen. Ich hatte etwas Geld. Natürlich sagte ich niemandem etwas, da wir grundsätzlich nicht aus dem Lager durften. Ich hatte aber Hunger und es begann, Abend zu werden. Ich lief die drei Kilometer, die uns vom Dorf trennten.

In der Bäckerei fragte ich auf Deutsch: »Haben Sie Brot?« Ich besaß natürlich keine Lebensmittelkarte und erklärte der Bäckerin meine Lage. Sie fragte mich, welche Staatsangehörigkeit ich hätte. Ich sagte ihr, ich sei Jude. »Das glaube ich dir nicht!«, antwortete sie mir. »Ach mein Gott! Du bist kein Jude. Du bist wie ich. Du bist blond, hast blaue Augen, sprichst perfekt Deutsch. Vielleicht bist du nur zur Hälfte Jude?« »Nein, wirklich! Ich bin Jude!«, antwortete ich ihr.

Auf dem Ladentisch lagen mehrere Zeitungen, unter anderem der *Völkische Beobachter* und *Der Stürmer*, der Juden immer mit einer Hakenase und Schläfenlöckchen abbildete. Sie schaute zunächst auf die Zeitung, dann auf mich und sagte: »Ich habe Kinder, die Soldaten sind. Die sind genau wie du.« Sie gab mir Brot und weigerte sich, mein Geld anzunehmen.

Ohne Probleme kehrte ich wieder in das Lager zurück. Die Bäckerin hatte jedoch im Dorf erzählt, dass ein Jude zu ihr ins Geschäft gekommen war, was dann auch dem Lagerführer zu Ohren gekommen ist. Er-

bost über meinen ›Ausflug‹, ließ er daraufhin einen Stacheldrahtzaun um das Lager errichten.

Eines Morgens war der Boden so hart gefroren, dass wir nicht auf der Baustelle arbeiten konnten. Der Polier, dem eine Kontrolle aus Berlin angekündigt worden war, wollte nicht, dass wir den Tag untätig verbringen und schickte uns deshalb in den Wald Bäume fällen. Natürlich hatte ich auch noch nie eine Axt in der Hand gehalten und stellte mich sehr ungeschickt an. Als ich einen dünnen Ast abtrennen wollte, brach der Ast sofort durch und die Axt fiel mir auf den linken Fuß. Die tiefe Schnittwunde an meinem Fuß blutete sehr stark, aber wir hatten nichts zum Verbinden. Als ich am Abend in das Lager zurückkehrte, hat der Arzt die Wunde desinfiziert, mit Salbe eingeschmiert und mir einen Papierverband angelegt. Zwei Wochen später war mein Fuß wieder in Ordnung. Die Narbe an meinem Fuß ist jedoch noch heute zu sehen.

Alles in allem ging es uns einigermaßen gut. Eines Abends jedoch gab es einen Zwischenfall, den ich nie vergessen werde. Als wir in das Lager zurückkamen, wurde unsere Baracke durchsucht. Die Aufseher fanden dabei einen Gebetsmantel, den ›Tallit‹, und ein Paar ›Tefillin‹. »Wem gehören diese Sachen?« »Mir«, antwortete ein Jude, der etwas älter war als wir, ungefähr 35 Jahre alt. Sie zwangen ihn, seine Gebetsriemen umzubinden, und befahlen ihm zu beten. Danach fingen sie an, ihn zu schlagen und schrien ihn an: »Und? Wo ist er nun, dein Gott?« Keine Antwort. Sie ließen ihn mit seinen ›Tefillin‹ um die Baracke rennen, bis er hinfiel. Er spuckte Blut, stand jedoch wieder auf, bevor er erneut hinfiel. Er war tot. Wir gruben auf dem Dorffriedhof ein Loch und beerdigten ihn. Dort brachten wir ein Holzschild mit seinem Namen an. Ich hatte ihm zuvor einen ›Magen David‹, einen Davidsstern, auf die Brust gelegt, den ich aus dem Lodzer Ghetto mitgenommen hatte und auf dem die Inschrift »Jude« stand. Ich sagte das ›Kaddisch‹ auf. Es war das erste Mal, dass ich eine solche Greuelthat sah. Es war mein erster Toter, und in der Nacht musste ich erneut weinen.

Ich hatte nach wie vor meine eigenen ›Tefillin‹, die mir mein Vater zur ›Bar-Mitzwa‹ geschenkt und beim Abschied von meiner Familie im Dezember 1940 mitgegeben hatte. Es wurde nun zu gefährlich, sie weiter zu behalten. Am kommenden Morgen versteckte ich sie unter meinem Hemd und vergrub sie, als wir auf der Baustelle angekommen

waren, unauffällig in einem Loch, während ich das ›Kaddisch‹ aufsagte. Ich tat dies allein, da ich den anderen nicht vertraute und sie mich sicher für verrückt erklärt hätten.

Ich weinte und dachte mir: »Wenn Gott so etwas zulässt ...« Und mit der Zeit fing ich an, mich von meinem Glauben und der Vorstellung zu distanzieren, dass alles im Namen Gottes geschehe. Zu Beginn meiner Zeit im Lager legte ich mir beim Beten die Hand auf den Kopf, da ich keine Kippa hatte. Außerdem wollte ich nur koscheres Essen zu mir nehmen, aber wenn man Hunger hat, isst man das, was man bekommt. Sogar zu Jom Kippur haben wir gegessen. Und so langsam vergaß ich mein tägliches Gebet.

Unser Lagergefährte, der umgebracht worden war, hatte eine Tochter, die ihm regelmäßig schrieb. Nach seinem Tod, als wieder ein Brief von ihr eintraf, war ich es, der ihr antwortete. Da ich nicht erzählen wollte, was passiert war, schrieb ich ihr, dass er in ein anderes Lager verlegt worden sei.

Im Juni 1941 griffen die Deutschen Russland an. Ich war davon überzeugt, dass sie den Krieg nun schnell verlieren würden und wir bald wieder nach Hause zurückkehren könnten. Ich war 20 Jahre alt und überaus zuversichtlich! Unser Vorarbeiter Edy Rüwald allerdings vertraute auf den Erfolg seines Heimatlandes: »In drei Monaten sind wir in Moskau!« Jeden Tag tat er uns mit stolzer Miene die neuesten Berichte über das Vorrücken der deutschen Truppen kund: Smolensk, Kiew, Moskau ...

In den Briefen, die ich an meine Familie sandte, berichtete ich von unseren ›korrekten‹ Lebens- und Arbeitsbedingungen, was meine Eltern beruhigte. Ich erfuhr, dass auch mein Bruder Izaya in ein Arbeitslager geschickt worden war, – nicht jedoch nach Deutschland, sondern nach Litauen, nachdem das Land als Teil der Sowjetunion im Laufe des Sommers 1941 von der Wehrmacht besetzt worden war. Wie ich hatte Izaya also das Ghetto verlassen und wie ich sollte er den Krieg überleben.

Der Autobahnbau ging allmählich voran und so sagte man uns im Juli, dass das Lager Selchow nun geschlossen würde. Wir sollten in ein anderes Lager verlegt werden und am Bau eines anderen Autobahnabschnitts mithelfen.

IM REICHAUTOBAHNLAGER GRUNOW JULI 1941 BIS ANFANG 1942

Wir wurden nach Grunow verlegt. Zusammen mit tausenden anderen Arbeitern wurden wir auf mehrere Reichsautobahnlager verteilt, die nur wenige Kilometer voneinander entfernt lagen. Nach ein paar Monaten verließen wir jedoch das Lager; die Autobahn Berlin – Posen sollte übrigens wegen des Kriegsverlaufs nie fertiggestellt werden. Ein anderes Lager und eine andere Arbeit warteten auf uns ...

IM ARBEITSLAGER CHRISTIANSTADT AM BOBER ANFANG 1942 BIS ENDE NOVEMBER 1942

Zu Beginn des Jahres 1942 kamen wir nach Christianstadt am Bober in der ostbrandenburgischen Neumark, das damals zum Deutschen Reich gehörte und nach dem Krieg polnisch wurde. Wir wurden der *Dynamit AG* (vormals *Alfred Nobel*) zugeteilt und mussten in einer Fabrik arbeiten, in der Ammoniak und Benzin hergestellt wurde.

Unsere Arbeit bestand darin, rund um die Fabrik Gräben auszuheben, um elektrische Kabel der Firma *AEG* [Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft] zu verlegen. Die Arbeitsbedingungen waren korrekt, jedoch wurden wir Juden sehr viel stärker bewacht als die anderen Häftlinge. Ein SS-Mann trieb uns ohne Unterlass von hinten mit einem Knüppel zur Arbeit an. Außerdem war es uns strengstens verboten, in das Innere der Fabrik zu gehen. Dort arbeiteten französische Kriegsgefangene, die in einem nahegelegenen Stalag (Kriegsgefangenenlager) untergebracht waren. Sie sprachen nur französisch, und als ich sie auf der Baustelle traf, verstand ich nichts von dem, was sie sagten. Ich hatte jedoch meine Uhr behalten können und zeigte ihnen das Ziffernblatt, wenn sie nach der Uhrzeit fragten.

Das Lager, in dem wir untergebracht waren, war zwar von Stacheldraht umzäunt, allerdings konnten wir uns innerhalb dieses abgetrennten Gebietes frei bewegen und von Baracke zu Baracke gehen. Das Leben war somit einigermaßen erträglich.

Zu Beginn erhielt ich weiterhin Briefe von meinen Eltern und konnte ihnen antworten. So erfuhr ich vom Tod meines Großvaters Simcha Baumzezer, der im Alter von 86 Jahren im Ghetto von Radom gestorben

war. Ab dem Sommer 1942 bekam ich keine Nachrichten mehr. Einige meiner Kameraden, die noch Briefe erhielten, sagten mir, dass im Juli viele Ghettobewohner zum Arbeiten in den Osten verbracht worden waren. Wir wussten damals noch nicht, dass diese Arbeitseinsätze im Osten etwas ganz anderes bedeuteten. Etwas, was wir uns damals überhaupt nicht vorstellen konnten, etwas so Unbegreifliches ...

VERURTEILT WEGEN ›RASSENSCHANDE‹

Das Lagerleben war nach wie vor einigermaßen erträglich, man behandelte uns anständig. Jeden Abend nahmen wir unser Essen in einer Kantine ein, die sich in einer großen Baracke im Lager befand. Jedoch achtete man darauf, dass wir immer erst dann aßen, wenn die deutschen Zivilarbeiter ihr Abendessen beendet hatten. Hedwig, eine 37-jährige Deutsche, bereitete das Essen zu und teilte es aus.

Von Anfang an gab mir Hedwig immer etwas mehr zu essen als den anderen. Ich verstand nicht so recht warum, und ich war umso erstaunter, als sie sich eines Abends zu mir setzte und mir ein Bier ausgab. Sie erzählte mir, dass ihr Mann in Narvik in Norwegen sei, von wo er ihr Pakete mit Schokolade und Keksen schickte. Sie erklärte mir, dass sie unter der Woche direkt über der Küche wohne und am Sonntag zu ihrer Mutter in die Lausitz, ins zwanzig Kilometer entfernte Sommerfeld, fahre. Sie hatte eine Tochter, Helga, die in der Hitlerjugend war und von der sie mir in den höchsten Tönen vorschwärmte.

Eines Tages schlug sie mir vor, zu ihr nach oben zu gehen, um mir ihre Tochter vorzustellen, der sie gesagt hatte: »Nach dem Krieg heiratest du den Moniek!«

»Komm!«, sagte sie mir, »Ich geb dir Brot und Schokolade.«

Ihre Tochter, die etwas später zu uns stieß, blieb nicht lang. Kurz nachdem Helga verschwunden war, setzte sich Hedwig auf meinen Schoß und zog mich auf das Bett, nicht ohne zuvor ihr Korsett geöffnet zu haben. In dem Moment, in dem ich das Bett mit einer Deutschen teilte, drohte mir die Todesstrafe. Aber ich war 20 und mir der Folgen meines Handelns überhaupt nicht bewusst. Sie riet mir jedoch mit Nachdruck: »Gestehe niemals, was wir hier zusammen machen! Unter keinen Umständen. Auch ich werde niemals jemandem etwas verraten.«

Einige Zeit später, es war ein Sonntag, bat mich der sympathische Lagerführer, ein Kriegsversehrter aus dem Ersten Weltkrieg, etwas Gras für seine Kaninchen zu sammeln. Ich nutzte die Gelegenheit, um Hedwig in Sommerfeld zu besuchen. Ich zog mir saubere Kleidung an, nahm das Fahrrad des Lagerführers und fuhr los. Das Erste, was ich sah, war die Dorfkirche, die wegen des Gottesdienstes voller Deutscher war. Ohne mich aus der Fassung bringen zu lassen, fragte ich nach der Adresse unserer Köchin. Sie wohnte in der Schloßstraße 27. Als ich dort ankam, bat Hedwig ihre Mutter, die sie Oma nannte, uns allein zu lassen und schlug ihr vor, doch einen Spaziergang zur Kirche zu machen. Am Ende meines Besuchs gab mir Hedwig Schuhe und Brot, woraufhin ich den Rückweg zum Lager antrat.

Jedes Mal, wenn ich hinauf in Hedwigs Zimmer über der Lagerküche ging, gab es etwas zu essen und dann ›alles Weitere‹. Unser kleines Abenteuer dauerte etwa einen Monat. Bis zu jenem Tag, als ...

Hedwig hatte mir erzählt, dass ein Lageraufseher ihr gegenüber Avancen gemacht hatte. Eines Tages, als ich bei ihr war, schlug dieser heftig an die Tür: »Aufmachen!« In aller Eile zog ich mich an, sprang aus dem Fenster in den darunterliegenden Garten, wo die Erde Gott sei Dank nicht allzu hart war. Ich lief schleunigst in meine Baracke und stellte mich schlafend. Einige Minuten später kam der Wärter in unsere Baracke und schüttelte mich: »Was hast du da oben gemacht?« – »Sie müssen sich irren. Ich habe hier geschlafen.« – »Ich weiß alles. Ich habe dich die Treppe hochgehen sehen. Morgen gehst du nicht zur Arbeit, sondern wartest in der Baracke.«

Am nächsten Morgen kamen zwei Männer der Gestapo im Ledermantel und mit schwarzem Hut. Sie brachten mich umgehend in das Polizeihauptquartier in Frankfurt an der Oder. Ich hatte große Angst, dachte an meine Eltern und sagte mir: »Moniek, mit dir ist's aus!«

In Frankfurt verhörte man mich. Ich gestand lediglich, zur Köchin hinaufgegangen zu sein, damit sie mir etwas zu essen gibt. Man schlug mich mit einem glühenden Holzschicht, woraufhin ich in Ohnmacht fiel. Um mich wieder zu Bewusstsein zu bringen, bespritzte man mich mit Wasser. Ich sagte mir immer wieder: »Wenn du alles zugibst, bist du tot!« Da ich wusste, dass Hedwig nichts gestehen würde, hielt auch ich dicht. Man gab mir ein Papier zum Unterschreiben,

ohne dass ich den Inhalt lesen konnte, sicher war es das Protokoll des Verhörs.

Danach brachte man mich in ein nahes ›Gefängnis‹, was jedoch in Wirklichkeit eine einfache Baracke mit Gittern an den Fenstern war. Außer mir waren da noch zwei weitere Gefangene – Juden, die auf dem Weg zur Arbeit Tomaten und Kartoffeln in einem Feld gestohlen hatten. Sie waren mir überhaupt nicht sympathisch. Wie sich später herausstellen sollte, waren es Ganoven, die sich meine Lage zunutze machten, um sich an mir zu bereichern. Nach einigen Tagen wurden beide wieder in ihr Lager zurückgeschickt.

Anfangs wartete ich und machte den ganzen Tag überhaupt nichts. Danach fing ich an, für die Gefängniskantine Kartoffeln zu schälen. Die Frauen in der Küche, die aus den benachbarten Dörfern kamen, wussten, dass ich verdächtig war, eine Liebesbeziehung zu einer Lagerköchin zu haben. Sie waren äußerst freundlich zu mir und gaben mir zu essen.

Mittlerweile befanden wir uns im November 1942. Eines Tages kam ein deutscher Polizist aus Berlin. Vor einem Sondergericht hatte ein Prozess stattgefunden, bei dem meine Anwesenheit nicht notwendig gewesen sei. Der Mann gab mir ein rosa Blatt, das ich wiederum unterschrieb, ohne den Inhalt zu kennen. Ich konnte lediglich die Worte ›gez. Müller‹ lesen.

Es stellte sich heraus, dass ich der Rassenschande im Sinne des ›Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre‹ bezichtigt worden war. Selbst ohne mein Geständnis konnte ich auf Grund bloßer Verdächtigungen oder Indizien verurteilt werden. Mir blieb nichts anderes als auf die Dinge, die da kommen sollten, zu warten.

ÜBERFÜHRUNG VON CHRISTIANSTADT NACH MAUTHAUSEN ENDE NOVEMBER 1942

Am nächsten Tag wurde ich, von einem Schutzpolizisten begleitet, in einem Personenzug nach Cottbus gebracht, 85 Kilometer südlich von Frankfurt (Oder). Der Polizist, mit dem ich deutsch sprechen konnte, zeigte sich mir gegenüber überhaupt nicht feindlich gesonnen. In Cottbus brachte er mich auf das Polizeirevier, wo man mir Brot gab. Man sagte mir, ich müsse auf meine Weiterverlegung warten.

Dann fuhr ich, wieder in Begleitung eines Schutzpolizisten, mit dem Zug gen Mähren – nach Brünn, wo ich die Nacht allein in einer Gefängniszelle verbrachte. Von dort brachte man mich nach Österreich, das ja seinerzeit auch dem Deutschen Reich angegliedert war. In Wien wartete ich im Polizeipräsidium auf meine weitere Bestimmung. Ich befand mich dort in Gesellschaft einer kleinen Gruppe österreichischer Juden, ausschließlich Intellektuelle, Mediziner und Anwälte, alle älter als ich. Ich unterhielt mich ein wenig mit ihnen. Mir wurde aufgetragen, für alle Gefangenen Suppe zu holen, wofür ich eine Extraportion bekam. Meine Mithäftlinge hatten noch weitere Essensvorräte, waren aber zurückhaltend, da sie nicht wussten, was mit ihnen geschehen würde.

Zwei Tage später brachte man mich erneut zu einem Zug. Ich erinnere mich noch daran, dass am Bahnhofsgebäude ein Plakat angebracht war, auf dem ein Mann in Schwarz warnte: »Feind hört mit!« Auf der Lokomotive sah ich die Nazisprüche »Räder müssen rollen für den Sieg!« und »Kraft durch Freude«. Mein neues Ziel: Mauthausen, östlich von Linz, mit seinem besonders düsteren Konzentrationslager, von dem ich jedoch damals noch nichts ahnte.

DAS KONZENTRATIONSLAGER MAUTHAUSEN 27. NOVEMBER 1942 BIS ENDE JULI 1943

Am Bahnhof in Mauthausen wurden wir Zeugen eines schrecklichen Spektakels: SS-Männer mit Maschinengewehren, bedrohliche Wolfshunde und wildes Gebrüll auf Deutsch: »Raus! Raus! Schnell!«

Das Lager befand sich einige Kilometer vom Bahnhof entfernt. Wir umfuhren die Stadt und durchquerten einen Wald, bevor wir die Berge erreichten. »Raus!«, schrie man uns wieder zu. Wir mussten rennen. Da ich jung und ohne Gepäck war, kam ich als einer der ersten an. Hinter mir waren Juden, etwa 60 Jahre alt, von denen man damals hätte glauben können, sie seien Greise. Hunde bellten und bissen. Nach und nach ließen die Alten ihre Koffer fallen, die sofort in einen Wagen geworfen wurden. Kurz darauf ertönten die ersten Schüsse. Ich verstand sofort, dass sie denen galten, die nicht mehr laufen konnten. An jenem Tag wurde mir klar, dass die Grausamkeit der Nazis nicht nur ein Gerücht war.

Am 27. November 1942 kam ich also in das Lager Mauthausen. Es wirkte auf mich mit seinen hohen Mauern, den Suchscheinwerfern und den Wachtürmen wie eine schwere Festung. Von überall kamen Schreie und Gebrüll, während ich die gewaltige Treppe zur Festung hinaufstieg. Schließlich ein großes Eingangstor, das es heute immer noch gibt, wie ich bei einem Besuch vor ein paar Jahren feststellen konnte.

Mauthausen war anders als die Lager in Polen nicht dazu bestimmt, deportierte Juden aus den Ghettos oder aus anderen Gebieten aufzunehmen. Erst im Sommer 1944 kamen ungarische Juden gruppenweise an, später dann auch evakuierte Juden aus den polnischen Lagern. Zwar waren bei meiner Ankunft in Mauthausen Ende 1942 bereits Juden interniert, insbesondere aus Holland, aber diese verschwanden schnell. Die Häftlinge im Lager waren vor allem politische Gefangene aus Deutschland, Österreich, später auch spanische Republikaner, die aus Frankreich deportiert wurden, sowie Kommunisten und Widerständler aus ganz Europa und all jene, die eines besonders schweren Verstoßes gegen die Nazi-Gesetzgebung bezichtigt waren.

Ich befand mich also Ende 1942 unter den Deportierten in einer besonderen Situation. Merkwürdigerweise wurde der Vorwurf der Rassenschande in meiner Häftlingsakte nicht ausdrücklich erwähnt, wie ich 1981 vom Internationalen Suchdienst in Arolsen erfuhr. Allerdings befindet sich in der Akte ein Hinweis darauf, dass ich »auf Befehl der Staatspolizei Frankfurt (Oder)« interniert wurde, mit der Bemerkung: »Jude«. Man müsste die dortigen Polizeiarchive einsehen, falls diese noch existieren, um zu wissen, was wirklich daran war. Wie dem auch sei, mein Fall war wirklich ein besonderer.

Im Lager angekommen, befahl man uns zunächst, uns auszuziehen und mit warmem Wasser zu duschen. Danach rasierte man uns die Haare ab und brachte uns splitterfasernackt ins Freie, wo wir froren. An einem Fass strich uns ein Häftling den gesamten Körper mit Benzin ein. Damit sollten Flöhe vertrieben werden ... die jedoch bald alles in Beschlag nehmen sollten. Die Flüssigkeit brannte auf der Haut, unsere Hoden schwellen an und wir hatten so große Schmerzen, dass ein jeder von uns aus vollem Leibe brüllte. Daraufhin bedeutete uns ein SS-Mann, auf einen Hocker zu steigen, um zu überprüfen, ob wir auch nichts in unserem Anus versteckt hielten.

Ich musste bei der Gelegenheit einer besonders grausamen Situation beiwohnen. Ein junger jüdischer Häftling wurde so lange mit eiskaltem Wasser bespritzt, bis er daran starb. Es war das erste Mal, dass ich einer solch grausamen Szene zusehen musste.

Im Anschluss daran zwang man uns, den Mund zu öffnen, um zu sehen, ob wir Goldzähne hatten. Glücklicherweise hatte ich keine, denn man erzählte, dass die Kapos diejenigen umbringen würden, die welche hatten, um mit den heraus gebrochenen Zähnen Alkohol zu kaufen.

Danach verteilte man Kleidung an uns. Ich war der einzige Pole in meiner Gruppe. Dies war mein Glück, denn der Häftling, der die Kleidung austeilte, kam ebenso aus Polen. Ich sah sofort, dass die Jacken und Hosen, so dünn wie ein Blatt Papier, überhaupt nicht zur winterlichen Witterung passten. Ich fragte ihn also auf Polnisch, ob er auch etwas Dickeres habe. Er sagte mir, dass dies durchaus möglich sei, ich müsste ihm nur etwas Geld geben. Bei meiner Abreise aus Lodz hatte mir meine Mutter Geld in das Schulterstück meiner Jacke eingenäht. Ich wollte es herausholen, musste aber feststellen, dass das Geld verschwunden war. Während meines Gefängnisaufenthalts in der Nähe von Frankfurt (Oder) mussten mich meine zwei Mithäftlinge eines Nachts bestohlen haben. Der Pole zeigte mir dennoch eine blaue Jacke und eine sehr dicke rote Hose, die so aussah, als stamme sie aus den Armeebeständen napoleonischer Zeiten. Ich zierte mich und sagte ihm, dass ich nicht aussehen wolle wie ein Clown. Er drängte mich jedoch dazu, die Sachen zu nehmen, und sagte, sie seien sehr warm. Und so zog ich die Sachen schließlich über.

Anschließend führte man uns in die Registrierstube; in Mauthausen gab es keine Tätowierungen. Man wies mir eine Registriernummer – 15.185 – zu, die auf zwei Metallmarken eingetragen wurde, die man mit einer Schnur um seinen Hals binden und an seinem linken Arm befestigen musste. Dazu gab man mir ein Stoffabzeichen, welches ich auf meine Jacke zu nähen hatte: ein doppeltes Dreieck – rot und gelb – in Form eines Davidsterns, wodurch ich als Jude zu erkennen war.

Ich war in Mauthausen mit meiner Armbanduhr und einigen anderen Sachen angekommen. »Wem soll ich das schicken?«, fragte mich ein Deutscher mit einem grünen Dreieck (also ein »gewöhnlicher Krimineller«). »Niemandem.«, sagte ich ihm. »Sie geben mir das bei meiner

Freilassung wieder.« Er stieß mich an das Fenster und zeigte mir Rauch, der in den Himmel stieg. »Siehst du das? So wirst du freigelassen. Kein einziger Jude kommt lebend aus Mauthausen heraus.« In diesem Moment erblickte ich mich im Spiegel. Wegen meines rasierten Kopfes erkannte ich mich nicht sofort und fing zu weinen an. Die Absicht der Nazis war es, von Beginn an uns zugrunde zu richten.

Ich wurde der Quarantäne-Baracke Nr. 5 zugewiesen, welche mit Stacheldraht umsäumt war. Die jüdischen Häftlinge durften den eingezäunten Bereich nicht verlassen, da die SS nicht wollte, dass wir uns mit den anderen Häftlingen zusammentäten. Auf der anderen Seite des Stacheldrahts befand sich das ›Revier‹, die Krankenstube für die SS-Wachmänner. Dort arbeitete der in der Slowakei sehr bekannte Arzt, Professor Podlacha, ein sehr netter Mann. Immer wenn die SS-Männer nicht da waren, steckte er mir durch den Stacheldrahtzaun Aspirin zu.

Mit mir zusammen befanden sich noch vier holländische Juden in der Baracke. Die Gebrüder Manes und Johnny Metzger, die alle ein wenig Deutsch sprachen. Dann waren da noch Maurice Gottschalk und ein gewisser Gottlieb, der Jiddisch sprach, da seine Familie aus Polen stammte und sich bereits vor dem Krieg in den Niederlanden angesiedelt hatte. Zwei französische Juden, von denen der eine Blum hieß und auch Jiddisch sprach, waren in Frankreich als Widerständler festgenommen worden. Der andere, dessen Namen ich vergessen habe, war ein dunkelhäutiger Arzt. Beide waren schnell verschwunden, von den SS-Männern exekutiert. Schließlich war da noch Czindlo, ein 16-jähriger polnischer Jude, dessen Onkel kein geringerer war als Ben Gurion. Er sprach Polnisch und Jiddisch und sagte mir, dass wir gemeinsam nach Palästina gehen würden, wenn wir den Krieg überlebten.

Nach etwa zwei Wochen haben wir zum ersten Mal das Lager verlassen, um zur Arbeit zu gehen. Jeden Morgen führte man uns in einen Steinbruch, wo wir mit einem Pickel Löcher in das Gestein bohren und diese mit Dynamit verfüllen sollten. Wir waren nicht sehr viele für diese gefährliche Arbeit – nie mehr als fünf oder sechs, alles Juden. Während der Explosion gingen wir ein wenig in Deckung, um kurz darauf schon die Steine wegzuräumen. Die anderen Häftlinge konnten kleine Waggons zum Transport der Steine benutzen. Wir Juden mussten die größten Blöcke mit bloßen Händen transportieren. Wie meine Kameraden

musste ich zunächst auf alle Viere gehen, damit mir jemand den Block auf den Rücken legen konnte. Es war furchtbar. Einige schafften es nicht, wieder aufzustehen. Noch heute, wenn ich nachts nicht schlafen kann, muss ich daran denken.

Die holländischen Juden, häufig Intellektuelle, hielten nicht lange durch. Die Kälte, die harte Arbeit und die schlechte Behandlung richteten sie zugrunde. Eines Tages wurden drei von ihnen durch SS-Männer umgebracht. Ich musste die mit Draht auf einem Brett befestigten Leichen zum Krematorium bringen. Es war das erste Mal, dass ich so etwas Entsetzliches sah! Die Polen, die dort arbeiteten, tranken Alkohol und boten mir etwas davon an. Da ich ablehnte (ich trank keinen Alkohol), gaben sie mir Suppe, die ich auf den Leichen sitzend zu mir nahm.

Andere Juden aus Holland stürzten sich den Abhang hinunter. Es war unglaublich, wie viele Leute sich umbrachten. Meine Lage war anders. Dadurch, dass ich vor dem Krieg intensiv Sport getrieben hatte, war ich sehr widerstandsfähig geworden und konnte hart arbeiten. Da ich nie krank wurde, ging es mir körperlich im Großen und Ganzen gut.

Unser Blockältester, ein ›Berufsverbrecher‹, aus Hamburg, der wegen Zuhälterei verurteilt wurde, sprach oft mit mir. Ich glaube, er schätzte an mir, dass ich ein einwandfreies Deutsch sprach. Ich erzählte ihm, dass ich in Polen geboxt hatte. »Ich bring dir Handschuhe mit!«, sagte er: »Dann können wir ein wenig trainieren.«

Eines Morgens rief er: »Ich brauche einen Freiwilligen, um Kohlen zu holen.« Niemand meldete sich. Ich hob die Hand, da ich wusste, dass er mich anderenfalls mit ein paar Stockschlägen dazu zwingen würde. In der folgenden Nacht brachte er mich auf den Appellplatz, um Kohlenbriketts zu stehlen. Ich wusste, dass das überaus gefährlich war, da die Aufseher von ihren Wachtürmen direkt auf den Platz sehen konnten und ohne Zögern von ihren Maschinengewehren Gebrauch machen würden. Deswegen blieb der Kapo auch in Deckung und ich schlich mich allein an den Kohlenstapel heran und nahm mir ein paar Briketts. Im Gegenzug erhielt ich ein Stück Brot.

In der Nacht schliefen die Kapos in Betten, während wir auf dem Boden lagen. Jeder von uns hatte nur eine dünne Decke, sodass wir die ganze Nacht lang froren. Morgens, während einige von uns die Blöcke auslegten und säuberten, mussten wir draußen warten. Um nicht